

Annette Boeger (Hrsg.)

Jugendliche Intensivtäter

Interdisziplinäre
Perspektiven

BEWUSSTSEIN ENTWICKLUNG KONSTRUKT MOTIVATION GRUPPE
RESSOURCEN KONFLIKT ERFAHRUNG INTERVENTION KOMPETENZ
KULTUR EXPERIMENT KOMMUNIKATION ORGANISATION BEZIEHUNG
PARADIGMA ES GEHIRN ANALYSE PERSÖNLICHKEIT OBJEKTIVITÄT
EMOTION GEDÄCHTNIS INTERAKTION EMPATHIE KOGNITION PERSPEKTIVE



Annette Boeger (Hrsg.)

Jugendliche Intensivtäter

Annette Boeger (Hrsg.)

Jugendliche Intensivtäter

Interdisziplinäre
Perspektiven



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2011

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2011

Lektorat: Kea S. Brahms / Eva Brechtel-Wahl

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.

Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-17295-8

Inhaltsverzeichnis

<i>Annette Boeger</i> Einführung.....	7
<i>Konstanze Fritsch</i> Anforderungen an die Jugendhilfe im Umgang mit jugendlichen Intensivtätern/-innen	19
<i>Daniela Lesmeister</i> Präventionsmaßnahmen aus polizeilicher Sicht.....	43
<i>Rainer Kilb</i> ,Konfrontative Pädagogik‘ als professionelle Balance zwischen Verstehen und Grenzen setzender Intervention	59
<i>Jens Weidner</i> Das Anti-Aggressivitäts-Training (AAT®) zur Behandlung gewalttätiger Intensivtäter.....	85
<i>Annette Boeger und Verena Welling</i> Erlebnispädagogik mit jugendlichen Mehrfachstraftätern: ein Praxisbeispiel.....	111
<i>Wilfried Huck</i> Intensivtäter aus jugendpsychiatrischer Sicht	141

Lorenz Huck

Kriminelle Karrieren und Präventionsmöglichkeiten aus Sicht der
betroffenen Subjekte 173

Thomas Naplava

Jugenddelinquenz und Migration aus kriminal-soziologischer
Perspektive 203

Wolfgang Stelly und Jürgen Thomas

Entwicklungsverläufe jugendlicher Mehrfachtäter 227

Marcus Roth und Inge Seiffge-Krenke

Frühe Delinquenz und familiäre Belastungen in der Kindheit:
Welchen Beitrag leisten sie zur Vorhersage von Delinquenz bei
erwachsenen Straftätern? 255

Die Autorinnen und Autoren..... 277

Einführung

Annette Boeger

Die starke Emotionalisierung des Themas erschwert eine wissenschaftlich fundierte Auseinandersetzung mit Gewalt und Delinquenz im Jugendalter.

Das Thema „Intensivtäter und ihre Taten“ hat in den letzten Jahren durch verschiedene Vorfälle, die durch die Medien publik wurden, eine starke Emotionalisierung erfahren. Auch wenn diese Tatsache eine fundierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gewalt und Delinquenz im Jugendalter erschwert, ist eine solche Auseinandersetzung dennoch und gerade deshalb notwendig. Eine unvoreingenommene Diskussion wird oft aufgegeben, wenn die Öffentlichkeit mit brutalen Übergriffen konfrontiert wird und nicht selten wird dann der Ruf nach Rache laut und gefordert, die Täter härter zu bestrafen und weg zu schließen.

Das vorliegende Buch möchte einen Beitrag zu einer unvoreingenommenen und differenzierten Sichtweise des Phänomens jugendlicher Täterschaft leisten. Hierbei sollen Bedingungen und Faktoren näher beleuchtet werden, welche die Entstehung extremer Delinquenz im Jugendalter befördern und aufrechterhalten.

Zunächst ist zu klären, was unter einem „Intensivtäter“ zu verstehen ist. Der Begriff des Intensivtäters wird keinesfalls einheitlich verwendet. In Abhandlungen zum Thema werden häufig Definitionsversuche vermieden, so dass es der Leserschaft überlassen bleibt, eigene Assoziationen zu bilden.

Im Wörterbuch der Polizei (Walter 2001: 810) wird der Mehrfach- bzw. Intensivtäter als Rückfalltäter bezeichnet, der sowohl durch eine gehäufte Straffälligkeit in Erscheinung tritt als auch durch die Art und Weise der Durchführung und Schwere der verübten Straftat auffällt. Die Täter dieser Gruppe werden umgangssprachlich auch als Serientäter bezeichnet. Sie

zeichnen sich hiernach durch folgende Eigenschaften aus. Sie zeigen ein hohes Maß an Gefährlichkeit, sie besitzen enorme kriminelle Energie, sie verhalten sich unverhältnismäßig gewaltbereit und rücksichtslos.

Teilweise werden die Täter, insbesondere wenn sie überregional agieren, polizeilich beobachtet, weil von ihnen eine sehr hohe Gefährdung des sozialen Friedens ausgeht (a. a. O.).

Die Definition beinhaltet als Merkmale eine hohe Anzahl von Straftaten in einem bestimmten Zeitraum kombiniert mit einer besonderen Schwere der Taten. Die Bandbreite der Taten ist groß, wobei Gewalt gegen Personen eine dominante Rolle spielt (Ohder 2009). Gewalt kann dabei einen unmittelbaren Charakter haben, etwa bei Körperverletzungen, Tötungs- und Sexualdelikten. Ein eher mittelbarer Charakter zeigt sich als Beleidigung, Nötigung und Bedrohung zur Erreichung anderer Ziele. Gewalt gegen Sachen sowie einfache und schwere Eigentumsdelikte sind ebenfalls zu nennen.

Binder-Kögel (2009), die neunzehn polizeiliche Intensivtäter-Programme untersuchte, ergänzt die Definition um eine altersmäßige Einschränkung auf Jugendliche und junge Erwachsene. Die Hauptzielgruppe der polizeilichen Intensivtäter-Programme umfasst das altersmäßige Mittelfeld der 14-21jährigen. Damit haben wir es mit Jugendlichen zu tun, welche die Schwelle zum Erwachsenen noch nicht überschritten haben.

Der hohen Anzahl an Straftaten steht die geringe Anzahl an Tätern gegenüber: Etwa 5-10% aller Jugendlichen begehen ca. 50% aller von dieser Altersgruppe registrierten Straftaten.

Was zeichnet diese kleine Gruppe zumeist männlicher Jugendlicher (der Anteil weiblicher Jugendlicher beträgt nur 5%) aus, durch welche Maßnahmen sind sie zu beeinflussen und wie sind die Täter zu Tätern geworden? Komplexe Probleme können nicht monokausal erklärt werden, sondern erfordern interdisziplinäre, multifaktorielle Erklärungsansätze. Unterschiedliche Forschungsrichtungen und Theorieansätze fokussieren unterschiedliche Aspekte und geben demzufolge unterschiedliche Antworten. Das vorliegende Buch will eine Zusammenschau und wenn möglich eine Integration differentieller Perspektiven auf „Intensivtäterschaft“ ermöglichen, um Antworten auf die relevanten Fragen zu finden

„Wie kann man das Verhalten von Intensivtätern erklären und welche Maßnahmen kann man ergreifen?“

Um diese Fragen zu klären, kommen Sozialpädagoginnen, Sozialarbeiter, eine Juristin, Pädagogen, Psychologen, Soziologen und ein Kinder- und Jugendpsychiater zu Wort.

Die Entwicklungspsychologie konzeptualisiert den lebenslangen Entwicklungsprozess als einen unentwegten Austausch zwischen Individuum und Umwelt. Das Individuum mit seiner speziellen Persönlichkeit beeinflusst die spezifische Umwelt, die wiederum das Individuum beeinflusst. Dazu gehört auch, dass der Einzelne sich eine bestimmte Umwelt aussucht, die zu ihm passt; aber er passt sich auch den Umweltbedingungen an. Weiterhin ist ein Lebenslauf strukturiert durch vielfältige Herausforderungen, kritische Lebensereignisse, Belastungen und Wendepunkte. In welchem Ausmaß das Individuum für das konkrete Resultat verantwortlich ist oder situative Bedingungen bestimmend sind und sozialisierenden Einfluss nehmen, ist von Situation zu Situation verschieden. Deshalb sind beide Perspektiven zu berücksichtigen: der Blick auf das Individuum und auf die Umstände.

An der Person setzt die Jugendhilfe an, sowohl präventiv als auch interventiv, so beschreibt Konstanze Fritsch die Aufgaben der Jugendhilfe. Sie betont die Bedeutung einer sozialpädagogischen Diagnostik, welche die angebotene Hilfe nicht nur besser begründbar und durchsetzbar, sondern erst sinnvoll macht. Jugendhilfemaßnahmen sollten an der Lebenssituation des Jugendlichen ansetzen und niedrigschwellig sein.

Fritsch zufolge sind problematische Verhaltensweisen ein Teil jugendtypischer Entwicklung; dies steht im Einklang mit Ergebnissen der Entwicklungspsychologie.

Man kann jugendtypische Risikoverhaltensweisen zwar durchaus als funktional bezeichnen, da sie die Entwicklungsaufgaben der Adoleszenz erfüllen helfen, wie etwa die Abgrenzung von elterlichen Normen, die Integration in peer-groups und die Identitätsfindung. Aber sie sind häufig nicht nur gefährlich, sondern auch illegal.

Durch die Jugendhilfe kann eine Hilfestellung angeboten werden, auf legalem Wege diese Bedürfnisse zu erfüllen. Hierzu zählen zahlreiche

(sozial)pädagogische Programme wie etwa die Erlebnispädagogik. Ein weiterer Ansatz ist die Stärkung der Familie. Hier kann nach Fritsch zum einen der Jugendliche unterstützt werden, Strategien im Umgang mit familiärer Gewalt zu entwickeln. Andererseits sollte bedarfsorientierte Jugendhilfe Eltern von mehrfach auffälligen Jugendlichen helfen, ihre Erziehungskompetenz zu entwickeln und zu stärken. Frühzeitige Prävention bedeutet aber auch, auf frühe Zeichen wie etwa Schulabsentismus zu reagieren, welche oft dem Problemverhalten im Jugendalter vorausgehen. Eine sozialpädagogische Diagnostik ist auch in Bezug auf die Unterbringung wichtig.

Ein Grundproblem ist allerdings in der fehlenden Evaluation von verordneten Maßnahmen zu sehen: Ob die verordneten Maßnahmen tatsächlich helfen, sollte durch umfassende Evaluationen geprüft werden. Dies liegt auch im Interesse der Öffentlichkeit, der besonders für Maßnahmen im Bereich der Erlebnispädagogik häufig das Verständnis fehlt.

Eine weitere wichtige Voraussetzung ist die Kooperation der verschiedenen involvierten Stellen. Diese müssen sich austauschen, sich gegenseitig regelmäßig informieren und auf der Basis beidseitiger Akzeptanz kooperieren und z. B. berufsübergreifende Hilfskonzepte erarbeiten. Die Jugendhilfe begegnet dem Intensivtäter mit pädagogischen Mitteln, sie berücksichtigt erzieherische, lebensweltliche und entwicklungsbedingte Aspekte.

Ein sekundärpräventives kriminalpolizeiliches Programm stellt Lesmeister vor. Hierbei handelt es sich um ein kommunales Kriminalpräventionsprogramm aus Gelsenkirchen, welches auch bereits von der Autorin evaluiert wurde. Bei dieser aufsuchenden Gefährderansprache werden Jugendliche an ihren Treffpunkten aufgesucht und über mögliche Konsequenzen von delinquentem Verhalten aufgeklärt. Dies findet im Sinne einer Primärprävention statt. Weiterhin werden polizeilich bereits mehrfach auffällige Jugendliche zu Hause aufgesucht und ebenfalls auf die Konsequenzen ihres Verhaltens hingewiesen. Bei diesen Gesprächen sollen Wege aus der Kriminalität aufgezeigt werden. Interessanterweise wurden diese Gespräche, die aus Sicht der Polizei durchaus der Kontrolle dienen, von den Jugendlichen selbst eher als Hilfeleistung bewertet. Dies stellt in

der Tat keinen Widerspruch dar, denn Kontrolle ist aus entwicklungspsychologischer Sicht, besonders in Phasen der Identitätsunsicherheit und -suche, ein hilfreiches erzieherisches Verhalten.

Im Rahmen der eigenen Evaluation einer Präventionsmaßnahme (siehe weiter unten) forderten die betroffenen Jugendlichen selbst ausdrücklich eine Kontrolle von außen. Sie bemängelten, dass es zu wenige Kontrollmaßnahmen gäbe und definierten Außenkontrolle als Hilfe und Ersatz für fehlende Selbstkontrolle.

Mit Interventionen, die als tertiäre Prävention bei den Tätern ansetzen und ein Baustein des resozialisierenden Programms sind, beschäftigen sich die Beiträge von Kilb, Weidner und Boeger und Welling. Kilb führt Motive an, die Jugendliche bei Anti-Aggressivitätstrainings äußern: Er stellt fest, dass der Mangel an Empathie dem Opfer gegenüber eine Folge davon ist, dass der Täter in seiner Entwicklung regelmäßig Gefühle der Ohnmacht, der Missachtung und der Bedeutungslosigkeit erfahren hat. Diese Gefühle werden mit Omnipotenz erleben kompensiert. Nach Kilb sollte die pädagogische Haltung im Rahmen eines Anti-Aggressivitätstrainings von Fürsorge und Konfrontation geprägt sein mit dem Ziel, das Selbstwertgefühl zu stärken und eine angemessenere Selbstwahrnehmung zu erlangen. Insbesondere die Klientel autoritär erzogener männlicher Jugendlicher interpretiert laut Kilb einseitig pädagogisch-verständnisvolles Einfühlungsvermögen als Schwäche. Auf der Basis einer vertrauensvollen Beziehung kann die Verurteilung der Tat im Rahmen der Konfrontation einen Wendepunkt initiieren und den Auftakt zu einer Verhaltensänderung bedeuten. Konfrontation beinhaltet u. a. eine Spiegelung des eigenen Verhaltens, eine Konfrontation mit dem Opfer und eine Konfrontation mit den eigenen abgespaltenen Gefühlen. Die hier beschriebene pädagogische Haltung impliziert auf der Basis einer vertrauensvollen Beziehung die Vermittlung der Verantwortungsübernahme des Täters für seine Taten und die Vermittlung eindeutiger Maßstäbe.

Im Beitrag von Weidner wird das Anti-Aggressivitätstraining theoretisch untermauert mit Hilfe der lerntheoretischen Paradigmen, die sowohl zur Erklärung als auch zur Therapie des aggressiven Verhaltens der Intensivtäter herangezogen werden können.

Boeger und Welling stellen eine erlebnispädagogische Maßnahme mit Jugendlichen, die erst auf dem Weg zum möglichen Intensivtäter sind, vor. Im Vergleich zum Anti-Aggressivitätstraining stellt die Erlebnispädagogik ein sehr viel unspezifischeres Verfahren dar, bei dem exemplarische Lernsituationen hergestellt werden, in denen Jugendliche mit physischen, psychischen und sozialen Herausforderungen konfrontiert werden. Die Jugendlichen sollen gezielt und kontrolliert an die Grenzen ihrer physischen und psychischen Belastbarkeit gebracht werden, wobei die Situationen aber lösbar sein sollen. Das Erleben des Sich-Überwindens und Bewältigens entsprechender Herausforderungen soll die Persönlichkeitsentwicklung im Sinne einer realistischen Selbst- und Fremdeinschätzung, einer Selbstwertsteigerung und eines kooperativen Sozialverhaltens fördern sowie verantwortungsvolles Handeln einleiten. In einer begleitenden Evaluation auf Einzelfallebene konnten positive Wirkungen festgestellt werden. Insgesamt wissen wir jedoch wenig über die differentielle Wirkweise von Interventionsmaßnahmen, insbesondere über deren langfristige Wirkung. Sinnvoller wäre es sicher, eine solche selbstwertstärkende Maßnahme als primärpräventive Strategie anzuwenden, denn aus der Entwicklungspsychologie ist bekannt, dass ein guter Selbstwert einen zuverlässigen Puffer gegen belastende Lebensbedingungen darstellt. Aber benötigen Intensivtäter wirklich selbstwertaufbauende Interventionen? Was wissen wir über die Persönlichkeit dieser Personengruppe, und kann man überhaupt von einer auf alle zutreffenden Persönlichkeitsstruktur sprechen? Der Kinder- und Jugendpsychiater Wilfried Huck erläutert dazu spezifische Persönlichkeitsstile, die sich als Reaktion auf elterliches Verhalten je nach individueller Persönlichkeit entwickeln. Nach der Erfahrung von Huck enthält die Biographie jugendlicher Täter typische kritische Lebensereignisse und traumatische Erfahrungen. Als zentral stellt Huck dabei eine fehlgeschlagene Bindung zu einer wichtigen Bezugsperson in der frühen Kindheit heraus. (In der Regel) die Mutter ist nicht in der Lage, eine sichere, von Vertrauen und Zuverlässigkeit geprägte Bindung und Beziehung zu ihrem Kind aufzubauen, in der die grundlegenden Bedürfnisse nach Sicherheit, Spannungsregulation, Versorgung und Körperkontakt befriedigt werden. Die

unempathische und unberechenbare Bezugsperson hilft nicht bei der Spannungs- und Affektregulation des Säuglings; dies ist aber notwendig, damit der Säugling eine Selbstregulation seiner Affekte entwickeln kann und später dann seine aggressiven Impulse kontrollieren kann. Aufgrund eines unzuverlässigen Beantwortens der Zuwendungswünsche des Säuglings entwickelt sich eine unsichere Bindung an die Bezugsperson. Solche von schweren Mangelerscheinungen geprägten Entwicklungsbedingungen bezeichnet Huck als fortwährende Traumatisierungen in der frühen Kindheit, auf die der Säugling mit den Mechanismen der Übererregung und der Dissoziation reagiert. Anstelle der Ausbildung eines Urvertrauens in andere Menschen überwiegen ein tiefes Misstrauen und ein erhebliches Selbstwertdefizit. Gleichzeitig besteht ein übermäßiger Wunsch nach Zuwendung und Bestätigung.

Aufgrund dieser Sozialisationsbedingungen, die weiterhin von Herabsetzungen, Demütigungen und Misserfolgen geprägt sind, entsteht Hass auf andere. Er äußert sich in Gewalttaten, bei denen eine Umwandlung vom Opfer zum Täter stattfindet und der Hass auf diese Weise ausgelebt wird. Der eigene Hass wird auf andere projiziert und als Abwertung und Provokation der eigenen Person gedeutet. Meist suchen und finden solche Jugendlichen ähnlich sozialisierte und verhaltensgestörte Jugendliche, bei denen sie in der Clique eine gewisse Orientierung und Geborgenheit erfahren. Eine fehlende berufliche Perspektive wegen Schulabsentismus und Drogenmissbrauch zementiert im weiteren Verlauf die Abwärtsspirale. Biographische Aspekte wurden auch von Lorenz Huck, der Interviews mit jugendlichen Straftätern durchführte, untersucht. Ihn interessierten dabei weniger typische Persönlichkeitsmerkmale als vielmehr typische Lebenskonstellationen, die das kriminelle Verhalten funktional erscheinen lassen. U. a. erfragte er die individuellen Begründungen für die kriminellen Handlungen, die Lebensumstände und die Hilfsangebote, die von den Straffälligen als tauglich bzw. untauglich angesehen wurden. Als zentral für seine Stichprobe konnte er prekäre Einkommensverhältnisse der Herkunftsfamilien und problematische schulische Karrieren, die zu einem (Selbst)ausschluss aus dem Bildungssystem führten, identifizieren. Insgesamt plädiert Huck für politische

Maßnahmen, durch welche die Betroffenen von ihrer auch selbst empfundenen gesellschaftlichen Marginalisierung befreit werden. Gesellschaftliche Teilhabe speziell für Migranten/innen durch Bildung ist gegenwärtig ein aktuelles Thema. Der Erwerb der deutschen Sprache ist der wichtigste Aspekt. Ihm folgt der Besuch weiterführender Schulen, der die Übernahme eines Ausbildungsplatzes ermöglicht und zur Position eines respektierten, unabhängigen Bürgers führt. Der Fokus dieser Diskussion liegt auf der Ausbildung zu Fachkräften, die dringend benötigt werden, während Huck die Bildung und damit gesellschaftliche Teilhabe als wirksame Mittel gegen Ausgrenzung und Kriminalität betont, weil sie aus einer erlebten und realen Perspektivlosigkeit entsteht. Heisig (2010: 100) bezeichnet aufgrund ihrer Erfahrung als Jugendrichterin in Berlin fehlende Bildung und Schulabsentismus sogar als die entscheidenden Ursachen für die Entstehung von Jugendkriminalität. Dass fehlende Bildung und darüber hinaus weitere sozioökonomische Benachteiligungen mit dem Migrantenstatus korreliert sind, darauf weist Naplava aus soziologischer Perspektive hin. Nach ihm sind weniger individuelle Eigenschaften für Kriminalität ursächlich als vielmehr sozial-räumliche Eigenschaften, strukturelle soziale Desorganisation und damit einhergehende kulturelle soziale Isolation. Abweichendes Verhalten wird demnach u. a. als eine Anpassung an eine belastende Situation verstanden. Auch Stelly und Thomas ziehen zur Erklärung delinquenten Verhaltens die soziologische Theorie, nach der abweichendes Verhalten dann wahrscheinlich wird, wenn die Bindungen des Individuums an die Gesellschaft schwach oder gar nicht vorhanden sind, heran. Sie untersuchten den weiteren Lebenslauf von jungen Tätern. Aufgrund der Längsschnittanalyse der Daten von 200 jugendlichen Straftätern bis zum Alter von 45 Jahren konnten sie eine Vielfalt von Delinquenzverläufen feststellen. Das Ende der kriminellen Karriere wurde häufig durch so genannte „turning points“ in der Biographie ausgelöst: Während negative turning points (Wegfall eines Elternteils, Verlust der Lehrstelle usw.) den Beginn einer delinquenten Karriere initiieren können, haben positive Veränderungen im Sinne der Übernahme neuer Rollen und der „Einbindung“ wie Beginn einer Partnerschaft und Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit

positive Auswirkungen. Diese persönliche und gesellschaftliche Einbindung bezeichnen die Autoren als den entscheidenden Faktor für den Abbruch der eigenen kriminellen Karriere. Eine rein kognitive „Kosten-Nutzen Abwägung“ mit dem möglichen Resultat einer „crime doesn't pay“ Einstellung schien dagegen nicht ausreichend. In ihrer Stichprobe stellte kriminelles Verhalten im Jugendalter häufig ein vorübergehendes Phänomen dar. Die Reintegration in die Gesellschaft beinhaltete eine Integration in den Leistungsbereich, den Abbau von Schulden, den Aufbau stabiler Beziehungen und das Erlernen von Impulskontrolle und günstigen Bewältigungsstrategien. Auch hier ist ein wesentlicher Befund, dass der Entschluss, den Lebensstil zu ändern, wesentlich von den legalen Möglichkeiten abhängt, die eine Gesellschaft ihren Mitgliedern zur Erreichung von Zielen und zur sozialen Teilhabe einräumt. Roth und Seiffge-Krenke, die ebenfalls die Langzeitverläufe von Tätern untersuchten und dazu erwachsene Gefängnisinsassen retrospektiv befragten, fanden heraus, dass schwerere Delikte und entsprechend längere Haftstrafen mit einem hohen Ausmaß an kindlicher Delinquenz korrelierten. Weiterhin war die kindliche Delinquenz ein entscheidender Prädiktor für die Rückfallprognose im Strafvollzug. Auch hier scheinen kindliche Sozialisationsbedingungen wieder eine bedeutende Rolle zu spielen, zum einen für die Schwere der begangenen Delikte und zum anderen für die Häufigkeit des Rückfalls.

Als Fazit aus den vorliegenden Beiträgen muss zunächst festgehalten werden, dass es den einen Königsweg nicht gibt, auf dem Kriminalität im Jugendalter vermieden werden kann bzw. Rückfälle verhindert werden können. Das Problem ist multikausal bedingt und muss deshalb auch multistrategisch angegangen werden. Konsens herrscht darüber, dass bei der Entstehung von delinquentem Verhalten einer ungünstig verlaufenden familiären Sozialisation in der Kindheit ein wichtiger Platz eingeräumt werden muss. Fehlende oder negative Bindungen an wichtige Bezugspersonen, Verluste von Bezugspersonen, ein ungünstiger Erziehungsstil, das Erleben von familiärer Gewalt, insgesamt eine „broken home“-Situation führen zu vielerlei individuellen Problemen, können aber auch den Weg in eine delinquente Karriere ebnen. In diesem Kon-

text sollte auch die Diskussion um gesetzlich verankerte verpflichtende Vorsorgeuntersuchungen für Kinder erneut geführt werden. Außerdem zeigt sich bei späteren Tätern oft schon in der Kindheit ein auffälliges und delinquentes Verhalten. Besonders in diesem Fall scheint die Prognose eher ungünstig zu sein, während ein erst im Jugendalter beginnendes delinquentes Verhalten mit einer größeren Wahrscheinlichkeit mit Ende des Jugendalters auch wieder aufhört. Die Konsequenz aus dieser Erkenntnis muss sein, dass Prävention in der frühen Kindheit einsetzen sollte und darauf ausgerichtet ist, Warnsignale zu erkennen. Dafür sind zunächst aufmerksame und gut geschulte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen im Gesundheitsbereich (Kinderärzte, Hebammen) und in Institutionen wie Kindergarten, Schule und Jugendhilfe gefragt. Nach der Diagnose von Problemen müssen die richtigen Maßnahmen eingeleitet werden. Diese müssen passen und am besten am runden Tisch mit allen Beteiligten besprochen werden. Eine solche Zusammenarbeit gut ausgebildeter Professionen ist ein weiterer zentraler Punkt für eine erfolgreiche Strategie. Zu häufig scheinen Statusprobleme und Kompetenzgerangel oder einfach fehlender Austausch zwischen den beteiligten Professionen die Durchführung einer erfolgreichen Hilfestrategie zu behindern. Ob wirklich ein Drittel der diagnostizierten „Problemfälle“ untherapierbar ist, wie es etwa Roth (2007, 2010) behauptet, kann zum jetzigen Zeitpunkt wohl nicht endgültig beurteilt werden.

Darüber hinaus sind gesellschaftspolitische Maßnahmen zwingend erforderlich, die dafür sorgen, dass keine Marginalgesellschaft entsteht, die ausgegrenzt von der Teilhabe an Bildung nichts zu verlieren hat und keine Solidarität mit einer Gesellschaft entwickeln kann, von der sie sich vergessen fühlt. Fakten zu den „Bildungsverlierern“ sind seit den Ergebnissen der Pisa-Studie zur Genüge bekannt. Jetzt müssten die Schlussfolgerungen auch in die Tat umgesetzt werden. Es ist zu hoffen, dass der durch den Geburtenrückgang bedingte und sich zukünftig weiter verschärfende Mangel an Fachkräften politische Maßnahmen erzwingt, durch die der bildungsferne Nachwuchs in den Blick genommen wird und Perspektiven auch für ihn entwickelt werden. Auch das wäre eine präventive Maßnahme im Hinblick auf Intensivtäterschaft.

Folgendes Modell soll alle hier erörterten Entstehungs- und Einflussfaktoren sowie Hilfsmöglichkeiten veranschaulichen. Dabei konnten nicht alle möglicherweise relevanten Einzelfaktoren berücksichtigt werden, wie etwa die Auswirkung gewalthaltiger Computerspiele, die im Zusammenspiel mit weiteren ungünstigen Aufwuchsbedingungen ebenfalls eine negative Wirkung entfalten können.

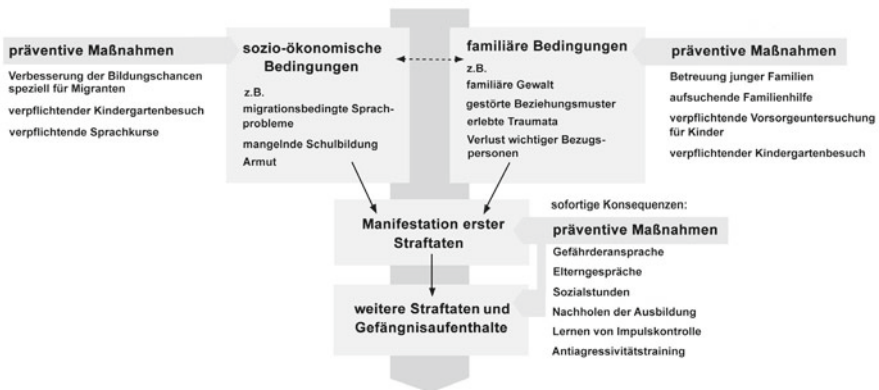


Abbildung 1: Mögliche Entwicklungsbedingungen für eine kriminelle Karriere im Jugendalter und ihre Präventionsmöglichkeiten

Literatur

- Bindel-Kögel, G. (2009): Mehrfach- und „Intensivtäter“-Programme der Polizei in Deutschland. In: Bindel-Kögel & Karliczek (2009): 89-119
- Bindel-Kögel, M. & Karliczek, K.-M. (Hrsg.) (2009): Jugendliche Mehrfach- und „Intensivtäter“. Berlin: Lit-Verlag
- Heisig, K. (2010): Das Ende der Geduld. Freiburg: Herder
- Möllers, M. (Hrsg.) (2001): Wörterbuch der Polizei. München: Verlag C. H. Beck
- Ohder, C. (2009): „Intensivtäter- Ein neuer Tätertypus?. In: Bindel-Kögel & Karliczek (2009): 17-39

Roth, G. (2007): Persönlichkeit, Entscheidung und Verhalten. Stuttgart: Klett-Cotta

Roth, G.: (2010): Sind kaltblütige Täter krank? In: Stern 22. 46-48

Walter, M. (2001): Intensivtäter. In: Möllers (2001): 810-820

Anforderungen an die Jugendhilfe im Umgang mit jugendlichen Intensivtätern/-innen

Konstanze Fritsch

1 Thematische Einführung – Annäherung an einen Begriff

„Intensivtäter/innen“ sind in aller Munde. Der Fortschritt der Informationstechnologie führt neben vielen Annehmlichkeiten auch dazu, dass wir Nachrichten über Gewaltstraftaten erhalten, die uns wahrscheinlich vor zehn Jahren noch vorenthalten geblieben wären. In der Folge kann der Eindruck entstehen, die Jugendkriminalität sei deutlich angestiegen. Das ist nicht so. Nicht nur, dass die in der Polizeilichen Kriminalstatistik (PKS) abgebildete Anzahl sowohl der Straftaten als auch der jugendlichen Tatverdächtigen in den letzten Jahren kontinuierlich fiel, der Anstieg der Gewaltkriminalität Jugendlicher in den Jahren davor hat sich im Jahr 2008 nicht fortgesetzt (2008: -5,9 Prozent, 2007: + 4,9 Prozent).¹

Damit noch einmal deutlich wird, dass wir – auch wenn wir eine Kategorie „Intensivtäter“ bilden – von einer kleinen Gruppe junger Menschen sprechen, möchte ich zwei Zahlen² zum Vergleich an den Anfang stellen. Am 31.12.2008 waren 219 002 junge Menschen zwischen 14 bis unter 21 Jahren melderechtlich mit ihrer Hauptwohnung in Berlin registriert.³ Im Vergleich dazu hatte die Staatsanwaltschaft Berlin (am 25.02.2010) 83 Ju-

1 Diese Einschätzung gilt nur für das von der PKS ausgewiesene Hellfeld. Der häufig erweckte Eindruck einer sich steil nach oben entwickelnden Jugendgewalt findet sich im Jahr 2008 in der PKS und auch in Dunkelfeldforschungen nicht wieder. Ein Trend der abnehmenden Gewaltkriminalität ist daraus jedoch nicht abzulesen.

2 Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass die nun folgenden Zahlen wegen der Unterschiedlichkeit des Erhebungsdatums einem wissenschaftlichen Vergleich nicht standhalten. Ich bediene mich ihrer dennoch, weil sie nur einen Eindruck vermitteln sollen, über welche Größenordnung hier in etwa gesprochen wird.

3 lt. Einwohnerregister des Statistisches Landesamtes Berlin. Die genaue Einwohnerzahl dürfte noch höher liegen, z.B. durch Menschen, die sich illegal in Berlin aufhalten oder Studenten/-innen, die bei ihren Eltern außerhalb von Berlin gemeldet sind.

gendliche und 211 Heranwachsende als so genannte „Intensivtäter/innen“ registriert.

Die Mehrheit der Jugendlichen und Heranwachsenden kommt ohne intensive sozialarbeiterische, polizeiliche oder justizielle Kontakte durchs Leben. Jugendliche sind kein Sicherheitsrisiko und sollten nicht unter Generalverdacht stehen.

Die Definitionen, wer ein/e Intensivtäter/in ist, sind in Deutschland so unterschiedlich wie die einzelnen Bundesländer. In fast allen Bundesländern ist die Anzahl der begangenen Straftaten entscheidend. Meist werden bei der Beurteilung weitere Faktoren wie die Art und Weise der Begehung, die Art des Delikts oder eine Negativprognose des/der Sachbearbeiter/in hinzugezogen. Zusätzlich dazu gibt es „weiche“ Faktoren, die ausschlaggebend sein können. Dazu zählen Gefährdungserkenntnisse, Alkohol, Schulschwänzen oder Verhaltensauffälligkeiten. All diesen Definitionen ist jedoch eins gemein: Sie sind Definitionen der Polizei und/oder der Staatsanwaltschaft und ihre Einführung war nicht erzieherisch intendiert.

Für die Jugendhilfe ist eine solche Zuordnung nicht notwendig, wenn nicht sogar hinderlich oder gar schädlich. Ihr Auftrag lautet, junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung zu fördern und dazu beizutragen, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen. Dieser Auftrag unterliegt sehr differenzierten Bedingungen und verlangt einen umfassenden Blick auf junge Menschen und deren Familien. Die heute in den Vordergrund gestellten Erziehungsziele sind weder einheitlich noch konkret zu definieren und vor allem von jungen Menschen schwer zu erfassen. Sie sind abhängig von Umfeld, Glauben, Wertvorstellungen etc. der Erziehenden.

Vor sechzig Jahren machten Eigenschaften wie Sauberkeit, Ordnung, Gehorsam und Pflichterfüllung einen ‚guten‘ Menschen aus, heute sind weniger klar abgegrenzte Attribute gefragt. Darum nennt die Shell-Jugendstudie ein hoch komplexes und widersprüchliches Geflecht von Anforderungen, die jede/r einzelne Jugendliche für eine erfolgreiche Biographie bestehen muss:⁴

4 Deutsche Shell (2000): 93 f.

- Mobilitätsbereitschaft, Spontaneität und Risikobereitschaft,
- Durchsetzungsvermögen und Selbständigkeit,
- Flexibilität und interdisziplinäres Denken,
- Kreativität, Schnelligkeit und Problemlösungskompetenz,
- Heimatliebe, Loyalität und Verlässlichkeit,
- Tradierte Arbeitnehmersolidarität und Vertrauenswürdigkeit,
- Einordnung in und langfristige Bindung an Institutionen und Gruppen sowie
- Disziplin, Beharrlichkeit und Gründlichkeit.

Jugendliche werden mit dieser Unübersichtlichkeit der Werte und ihren Veränderungen in noch höherem Maße konfrontiert als Erwachsene. Ihre Identität zu finden und sich den Entwicklungsaufgaben zu stellen, die damit einhergehen, stellen nicht nur an sie hohe Anforderungen. Die früher als am wichtigsten geltende Institution der traditionellen Familie nimmt nicht mehr den ersten Stellenwert ein. Beständige Leitfiguren und homogene Wertstrukturen existieren immer weniger. Unabhängigkeit und Individualisierung bestimmen die Erziehung.

Den Jugendlichen helfen Traditionen und bekannte Muster nur noch teilweise bei der Orientierung. Damit eröffnen sich ihnen zwar neue Möglichkeiten, auf ihr Leben einzuwirken und es selbst zu bestimmen, aber die Risiken, dass daraus möglicherweise Gefühle von Ohnmacht, Überforderung und Angst entstehen sowie die Gefahr, zu scheitern, erhöhen sich um ein Vielfaches.

Die hier betrachteten mehrfach auffälligen Jugendlichen sind in der Regel neben diesen allgemein gültigen Schwierigkeiten auch biographisch mehrfach belastet. Die Jugendhilfe soll positive Lebensbedingungen schaffen. Dazu gehört nach meiner Ansicht auch, die negative Stigmatisierung und eine daraus möglicherweise folgende „Selbsterfüllende Prophezeiung“ zu vermeiden.

Wie wird jemand also Intensivtäter/in? Wird erst die Definition vorgegeben, dann der Jugendliche herausgesucht, welcher dieser entspricht, um danach „sozialpädagogisch behandelt“ zu werden oder bekommt er die notwendige intensive Betreuung am Anfang des Prozesses? Sind die

so genannten Intensivtäter/innen aus gesellschaftlicher Sicht intensiv lästig oder intensiv hilfebedürftig?

2 Ursachen für Mehrfachauffälligkeit und deren Diagnostik

Grundsätzlich gilt für mehrfach auffällige Kinder und Jugendliche das Gleiche wie für „normale“ delinquente junge Menschen. Es gibt keine monokausalen Erklärungen, sondern nur ein multifaktorielles Modell, in dem die einzelnen Faktoren kumulieren. Diese Merkmale zusammengekommen bilden zwar Gefährdungsrisiken, sind aber keine Garantie für Delinquenz. Andere Autoren/-innen dieses Buches haben das (vermutlich) bereits ausführlich dargestellt.

Bisher haben sich noch keine standardisierten Verfahren durchgesetzt, um ein Gefährdungsrisiko, unter welchen Bedingungen jemand mit Sicherheit zum Intensivtäter wird, vorher abschätzen zu können. Das liegt sicher an mehreren Gründen: Zum Einen ist die Vergleichsgruppe derjenigen Jugendlichen, die ebenfalls diese Merkmale aufweisen, aber strafrechtlich nicht oder nicht in solch hohem Maße auffällig werden, schwer zu erfassen. Zum Zweiten verfügen manche Jugendliche trotz widrigster Bedingungen über bessere Ressourcen z.B. in sozialen Bindungen, bestimmen ihr Handeln aktiver mit und sind deshalb stärker resilient⁵. Alle Faktoren bieten Ansatzpunkte für die Jugendhilfe, zeigen aber auch, dass das „Herumdoktern“ an einzelnen Teilen (wie z. B. Drogenkonsum) nicht zum Erfolg oder nur zu Teilerfolgen führen kann. Das Gleiche gilt selbstverständlich auch für Intensivtäter/innen.

Um jedoch ein Gesamtbild der Problemlagen zur Verfügung zu haben, benötigt die Jugendhilfe ein gezielt angewandtes Verfahren sozialpädagogischer Diagnostik. Damit werden einerseits Hilfen individuell angemessener und fachlich besser begründbar. Andererseits können So-

5 Resilienz ist die Eigenschaft eines Menschen, Lebenskrisen ohne anhaltende Beeinträchtigungen durchzustehen. Wesentliche Faktoren, die Resilienz begünstigen, sind das soziale Umfeld des Betroffenen, seine biologische Vitalität und seine mehr oder weniger aktive Einstellung zu Problemen.

zialarbeiter/innen ein höheres Maß an Handlungssicherheit gewinnen. Häufig werden Erfahrungswissen und Alltagstheorien dazu herangezogen, Erklärungen für anzuwendende Hilfen und deren Ausgestaltung zu finden. Die Professionalität der Jugendhilfe muss aber auch anderen Berufsgruppen deutlich werden⁶. Deshalb muss sie sich – offensichtlicher als bisher – professioneller, objektiv nachvollziehbarer Instrumente bedienen. Mit einer fachlich fundierten Darstellung der Arbeit ist die Jugendhilfe gut beraten.

Durch die Anwendung sozialpädagogischer Diagnostik ist auch eine Überprüfung möglich, ob die angebotene Hilfe sinnvoll war und ist. Eine realistische Prüfung setzt jedoch auch voraus, dass Hilfen nachgesteuert werden können, wenn sich der Bedarf ändert. Die Antwort auf die Frage, wie strapazierbar das Hilfesystem ist, zeigt sich vor allem bei mehrfach auffälligen Kindern und Jugendlichen. Die Zielgruppe der Intensivtäter/innen hat vielfältige Problemlagen, so dass im Hilfeplanverfahren festgeschriebene Hilfen auch scheitern werden. Ist es in Zeiten leerer Kassen ohnehin schon schwierig, Jugendhilfemaßnahmen in Anspruch nehmen zu können, so darf eine abgebrochene Maßnahme, z.B., dass der Familienhelfer keinen Zugang zur Familie findet, nicht dazu führen, dass gar keine Hilfe mehr angeboten wird. Mögliche Fehlerquellen müssen analysiert und anders gestaltete Wege der Hilfeangebote gefunden werden. In der Jugendhilfe sollte eine allgemeine Fehlerfreundlichkeit herrschen. Wenn die Passgenauigkeit nicht überprüft und die Hilfe, wenn es nötig ist, nicht geändert wird, können Maßnahmen keine Maßanzüge werden.

6 Ich kenne keine Sozialarbeiter/innen, die, aufgrund von Erfahrungen mit der Polizei, behaupten würden, sie könnten polizeiliche Ermittlungsarbeit leisten. Mir haben jedoch schon Polizisten/-innen gesagt, sie wären auch so etwas wie Sozialarbeiter/innen, weil sie selbst Kinder hätten und wüssten, wie man das macht. Das ist jedoch kein polizeiliches Problem, sondern eines der Jugendhilfe. Diese muss lernen, sich professioneller und selbstbewusster darzustellen.

3 Differenzierte und ausreichend individualisierte Jugendhilfemaßnahmen

Getreu dem Motto „Es gibt für jeden Jugendlichen die richtige Maßnahme, man muss sie nur finden“ muss die Jugendhilfe genügend differenzierte und ausreichend individualisierte Hilfemaßnahmen gewährleisten. Routinen – auch in der Anordnung von Weisungen durch die Gerichte – verhindern eine Ausrichtung der Interventionsbemühungen an den Ressourcen der Jugendlichen. Betreuungsweisungen oder Anti-Aggressions-Trainings können, müssen aber nicht zwangsweise ein hilfreiches Instrument zur Erziehung sein, wenn die ursächlichen Problemlagen für die Mehrfachauffälligkeit ganz woanders liegen.

Aus meiner Sicht ist es wichtig, dicht an der Lebenswelt der Jugendlichen, ihren Bedürfnissen und Interessen orientiert zu arbeiten – niedrigschwellig und intensiv. Der Nutzen der Jugendhilfemaßnahmen muss den Jugendlichen und ihren Familien deutlich gemacht werden ebenso wie der Gewinn, den sie durch die Durchführung der Maßnahmen haben. Entscheidungskompetenzen der betroffenen Jugendlichen müssen optimiert, Mitspracherechte bei der Maßnahmenfindung gestärkt werden. Nur damit können Sozialarbeiter/innen eine Bereitschaft zur Teilnahme an einer Jugendhilfemaßnahme erzeugen.

Die Studie von Ohder & Huck über Intensivtäter/innen in Berlin hat unter anderem gezeigt, dass jugendliche Intensivtäter/innen grundsätzlich bereit sind, sich daran zu beteiligen, ihre Lebenssituationen zu verändern – außerhalb von Situationen, die von Überforderung und Konflikten geprägt sind. Die Aktivierung und kontinuierliche Einbindung von Intensivtätern/-innen ist schwierig, da es bereits vielfältige negative Dynamiken in ihrem Leben gibt. Die Betreuten lobten bei Maßnahmen den praktischen Bezug, die Nützlichkeit und die daraus entstehenden Erfolgserlebnisse sowie eine intensive Betreuung. Durch konzeptionell vorgesehene gezielte Unterstützung bei der Bearbeitung und Lösung gestellter Aufgaben gingen Misserfolgserlebnisse zurück. Das wirkte sich positiv auf das Selbstwertgefühl der Jugendlichen aus.⁷

7 Ohder, C. & Huck, L. (2007) Teil 2: 69

Auch in finanziell schwachen Zeiten muss deshalb Platz sein für ungewöhnliche Maßnahmen, wenn sie denn fundiert begründbar sind. Erlebnispädagogik an fernen Orten kann sinnvoll sein, wenn Ortsdistanz notwendig oder eine starke Kontextveränderung hilfreich ist, um Veränderungen und Entwicklungen anzustoßen. Allerdings müssen gezielte Anschlusshilfen vorhanden sein.

3.1 Die „peer group“ als Ressource

Die bei Gruppenangeboten häufig befürchtete „kriminelle Infektion“ darf kein Hinderungsgrund sein, Maßnahmen auch für Gruppen anzubieten. Den stärksten Einfluss auf abweichendes Verhalten hat ein delinquenter Freundeskreis.⁸ Es gehört zum normalen Ablösungsprozess von den Eltern im Jugendalter, sich in Gruppen Gleichaltriger aufzuhalten. Ihre Lebenswirklichkeit verändert sich. Die peer group wird zum einflussreichen Primärbezug. Das ist wichtig für die individuelle Entwicklung – auch jugendlicher Intensivtäter/innen. Es finden sich sowohl wechselnde Gruppen zusammen als auch feste Freundeskreise. Die Jugendlichen sollten dementsprechend (auch) in der Gruppe lernen, sich sinnvoll zu beschäftigen. Ohder und Huck (2006) haben in ihrer Studie festgestellt, dass die Freundeskreise von Intensivtäter/innen aber nicht nur aus straffällig gewordenen Jugendlichen bestehen.⁹ Angebote für diese Jugendgruppen müssen das Ziel haben, die legalbewährten Jugendlichen zu aktivieren, zu stärken und ihren Einfluss auf die Gruppe zu vergrößern. Sie kennen die Lebenswelt der Gleichaltrigen am besten. Die Frage muss also sein, wie die Struktur und der Inhalt der Gruppe in diesem Rahmen beeinflusst werden kann. Zuerst muss aus meiner Sicht das System peer group gestärkt werden. Die Jugendlichen müssen lernen, einander (noch mehr) zu vertrauen und sich auf sich selbst und die anderen verlassen zu können. Sozialarbeiter/innen sollten mit den Jugendlichen Antworten auf verschiedene Fragen herausarbeiten: Was begründet den Zusammenhalt

8 stellvertretend: Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. (Hrsg.) (2009)

9 Ohder, C. & Huck, L. (2006) Teil 1: 25

und die Zusammensetzung in der Gruppe? Wo gibt es Unterstützungsbedarf? Wer kann dem Einzelnen (auch innerhalb der peer group) in bestimmten Situationen helfen? Wem kann ich mit meinen Stärken helfen (innerhalb der peer group)? Was bleibt offen? Wer und was könnte mich dabei unterstützen? Was will ich? Was wollen wir? Vor allem die letzten Fragen können der Ansatzpunkt für die Installation langfristiger Hilfeangebote sein.

Unter Umständen muss die Jugendhilfe dabei Maßnahmen für Jugendliche finanzieren, die eigentlich keine Unterstützung benötigen. Wenn das Unternehmen aber von Erfolg gekrönt ist, spart das langfristig finanzielle Mittel, die sonst für die Unterstützung von mehrfacheuffälligen Kindern und Jugendlichen aufgebracht werden müssten.

3.2 Ansatzpunkt: Problematischer Konsum

Auch in der sozialen Entwicklung der jugendlichen Intensivtäter/innen gab es deutliche Hilfebedarfe.¹⁰ Dazu gehörten z.B. der problematische Konsum von legalen und illegalen Rauschmitteln (15 % erheblicher Alkoholkonsum, 35 % Konsum von Rauschmitteln, die dem BtMG unterliegen). Hierbei muss jedoch berücksichtigt werden, dass Problemverhalten auch eine „normale“ Antwort auf eine anstehende Entwicklungsaufgabe sein kann. Problemverhaltensweisen sind Handlungsweisen, die ein hohes Risiko bergen, die weitere Entwicklung zu beeinträchtigen. Ob Gesetze verletzt werden oder nicht, ist aus entwicklungspsychologischer Perspektive zuerst einmal nicht wichtig, höchstens dann, wenn sich daraus Folgeprobleme ergeben, die die Entwicklung gefährden. Gleichzeitig darf nicht vergessen werden, dass die Jugendlichen auch mit „Problemverhalten“ aktiv handeln, und ihre Entwicklung weiter bringen. Die Schlussfolgerungen in dem hier relevanten Zusammenhang sind dann, den Jugendlichen Möglichkeiten anzubieten, diese Entwicklungsaufgaben im aktiven, selbstgesteuerten Handeln anzugehen, und dabei weniger riskante Wege als bisher zu gehen.

10 Ohder, C. & Huck, L. (2006) Teil 1: 23

3.3 *Prävention von Gewalterfahrungen in den Familien*

Auch die schwere Vernachlässigung durch die Eltern war zu einem großen Prozentsatz (16%) nachzuweisen. Ich gehe davon aus, dass der reale Anteil noch höher ist, da in der Studie die Akten der Staatsanwaltschaft ausgewertet wurden und somit nur erhoben werden konnte, was diese wusste und für wichtig erachtete, in die Akte aufzunehmen. Die Ergebnisse machen jedoch ein Problem deutlich: Positive Entwicklungen gelingen leichter in geeigneten, positiven Umgebungen. Wir müssen also auch an die schlechten Bedingungen heran, wenn Kinder und Jugendliche in ihnen aufwachsen.

Ein immer wieder hervorgehobener begünstigender Faktor für Gewaltausübung durch Kinder und Jugendliche sind Gewalterfahrungen in der Familie.¹¹ Insofern ist die gesellschaftliche Veränderung, häusliche Gewalt als ein präsent Thema in der Öffentlichkeit zu installieren, eine hervorragende Prävention auch gegen Intensivtäterschaft. Auch die Einführung der Kinderschutzvorschriften des § 8a SGB VIII bieten gute und frühzeitige Interventionsmöglichkeiten. Darüber hinaus erscheint es meiner Ansicht nach hilfreich, in Fällen innerfamiliärer Gewaltanwendung einen „Notfallkoffer“ zur Krisenintervention in der Familie aus sozialpädagogischen Methoden zu entwickeln. Für jedes einzelne Familienmitglied können darin Maßnahmen entwickelt werden, die klare Handlungsalternativen enthalten. Zum Beispiel: Wenn mein Vater betrunken ist und mich schlägt, werde ich:

1. in mein Zimmer gehen. Wenn das nicht hilft,
2. meine Mutter/Geschwister zu Hilfe holen. Wenn auch das den Prozess nicht unterbricht,
3. X anrufen und zu ihm gehen. Bei X kann ich auch übernachten. Am nächsten Tag rufe ich Frau Y beim Jugendamt an.

Klare Handlungsalternativen machen eine Reaktion in Krisensituationen leichter und verhindern mitunter eine Eskalation. Diese Strategie sollte

11 so z.B. KFN (2009)

mit jedem Familienmitglied entwickelt werden, um Ohnmachtsgefühle in Aktivität umzuwandeln.

Das heißt, auch Eltern von mehrfachauffälligen Kindern und Jugendlichen brauchen bedarfsorientierte Jugendhilfeangebote, damit sie lernen, ihre Erziehungskompetenz zu stärken und Veränderungen in das Familiensystem mit einzubringen. Sie müssen über angemessene Erziehungsstrategien und -mittel, also „Handwerkszeug“ verfügen, um auf problematische Entwicklungen ihrer Kinder reagieren zu können. Darüber hinaus müssen möglichst alle Ressourcen aktiviert werden, die im sozialen Umfeld vorhanden sind.

4 Konsequent, aber nicht zu streng – schnell, aber nicht übereilt

Selbst bei einer beginnenden Intensivtäterkarriere wird man nicht sagen können, ob es sich um eine dauerhafte Kriminalitätsentwicklung oder eine normale und passagere Straffälligkeit handelt. Jugenddelinquenz ist normal, ubiquitär und in der Regel episodenhaft. Nur wenige Jugendliche zeigen dauerhaft delinquentes Verhalten. Sich abzeichnende Fehlentwicklungen müssen jedoch früh die Aufmerksamkeit der Institutionen Kindergarten, Schule und Jugendhilfe nach sich ziehen, um nachhaltig auf die Bedingungen des Aufwachsens Einfluss nehmen zu können.

Eine Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts¹² hat gezeigt, dass alle späteren Intensivtäter/innen bereits vor der Straffälligkeit vielfach auffällig waren: z.B. durch Schuldistanz oder Auffälligkeiten im Sozialverhalten, also Regelverstößen oder aggressivem Verhalten Mitschülern/-innen oder Lehrern/-innen gegenüber. Die meisten dieser Auffälligkeiten haben weder Interventionen noch Hilfen nach sich gezogen. Um es mit Goethe zu sagen: „Wer das erste Knopfloch verfehlt, hat Schwierigkeiten mit dem Zuknöpfen.“ Ich möchte an dieser Stelle noch einmal deutlich darauf hinweisen, dass ich nicht für frühzeitige strafrechtliche Konsequenzen plädiere. Wichtig ist meines Erachtens nur, überhaupt zu reagieren. Auf der einen Seite, um dem/der Jugendlichen zu zeigen, „ich habe dich wahrge-

12 Deutsches Jugendinstitut (2005)